

Die Kunst des Verschwindens

Ein Arbeitstag einer Dolmetscherin.
Von Aida Bakhtiari

Das Telefon klingelt. „Kannst du spontan kommen? Es ist dringend.“ — „Wohin?“ — „Ins Jugendamt.“ — „Wann?“ — „Jetzt sofort! Das ist sehr nah bei dir.“ — „O.K., ich bin in zehn Minuten da.“ Sie springt aufs Fahrrad.

Die Gänge der Behörde sind grau und eng. Immer wieder aufs Neue muss sie sich auf der Suche nach Zimmer D02.85 entscheiden, ob sie nach rechts oder links abzweigen will. Keine Bilder, keine Farben. Als dürften Gefühle hier keinen Platz haben. Im Zimmer angekommen wird sie hastig von einer Beamtin begrüßt, wie eine Zeile in einer Checkliste abgehakt. Sie soll warten. Der Raum hat mehrere Türen, ist grell wie ein OP-Saal und es ist laut darin wie in einer Fabrik. Drei große Drucker rattern unentwegt Papiere raus und saugen sie wieder ein. Hinter den Schreibtischen versuchen einige Beamte, ihrem Arbeitsplatz doch etwas Persönlichkeit zu verleihen. Es hängen schiefe Sprüche und Bilder an der Wand. „Ich mache Fehler, damit niemand merkt, dass ich perfekt bin.“ Eine Dame kommt, legt einen Stapel Papiere auf den Tisch und verlässt den Raum kommentarlos. Kurz darauf betritt ein anderer Beamter hektisch den Raum: „Haben wir schon den Stempel?“ Die Beamtin stellt das Telefon auf laut, aus dem es trötet: „Der gewünschte Teilnehmer ist nicht erreichbar. Bitte ...“ „Nein, aber die Dolmetscherin ist schon da“, antwortet ihm die Beamtin. Sie legt auf und wählt wiederholt die Nummer. „Ich erreiche den Vater nicht ...“

Die ältere Dame huscht an ihr vorbei, nimmt Unterlagen aus dem Drucker, der immer noch unentwegt arbeitet, und schaut sie kichernd an: „Formulare, Formulare – von der Wiege bis zur Bahre.“ Ein Mann betritt den Raum: „Ich habe den Richter erreicht, er ist einverstanden, wir brauchen nur noch einen Platz für den Kleinen im Heim.“ Bei dem Wort schaudert es die Dolmetscherin.

Von professionellen Dolmetscher*innen wird erwartet, dass sie unsichtbar sind. Sie sollen in einer Szene verschwinden und nur für die Übertragung der Information sorgen. Soweit es ihnen möglich ist, sollen Interpretationen des Übersetzten vermieden werden. Die Dolmetscherin soll als Person im Hintergrund bleiben, damit ein Gespräch ausschließlich zwischen den Beteiligten stattfinden kann. Dabei hilft ihr der gesenkte Blick. Dann hören die Beteiligten auf, die Dolmetscherin anzusehen, schauen sich gegenseitig an und sprechen stattdessen miteinander. Das bringt etwas Ausgleich in das Machtverhältnis, das eine solche Situation prägt. Sie selbst kennt die Ohnmacht zu gut, die einen beherrscht, wenn man nicht versteht, was gesprochen wird – ob unter Gleichaltrigen, beim Arzt oder bei Behördengängen mit den Eltern. Heute ist sie stolz, dieses Leid ein Stück weit lindern zu können. Doch nun, da Wörter wie „Heim“ fallen, will eine unsichtbare Kraft sie zum Weglaufen überreden.

Nach etwa 30 Minuten Wartezeit sind die Unterlagen vorbereitet. Die Gruppe – mehrere Beamtinnen und Beamte, die Vertretung des Gerichts und sie selbst – verlassen das Amt und machte sich in der eisigen Winterluft auf den Weg zur Caritas-Unterkunft, wo die Familie lebte. Die Beamtin erzählte ihr, während sie das Fahrrad neben sich herschiebt: Eine Psychologin habe das Amt kontaktiert. Eine Frau Madani, Mutter von einem sehbehinderten Sohn, habe konkrete Vorhaben mitgeteilt, wie sie ihr Kind verletzen wolle. Nun sei das Amt verpflichtet, aktiv zu werden. Daher werde es einen Hausbesuch geben, um die Situation einzuschätzen. Wut stieg in der Dolmetscherin auf. Und sie fühlt sich plötzlich wieder wohl, Teil eines Systems zu sein, das die Aufgabe hat, Kinder zu schützen. Alle Fäuste, die Kinder schlagen, sollen für immer erstarren, denkt sie. Wenn es dazu ein Amt braucht, dann soll es so sein. Es soll Recht geschehen, und sie, die Dolmetscher*innen, sind die Stimme des Rechts. Die Muskeln des Systems. Die

Menschen sind professionell, machen ihren Beruf, und sie, sie ist auch professionell und macht das, was sie gut kann: Sich unsichtbar machen und die Wörter und ihre Bedeutung vermitteln, soweit es eben geht. Sie hält sich an diesen Gedanken fest, um die Emotionen in Schach zu halten.

Bei der Caritas-Unterkunft angekommen, geht die metallene Tür des Gebäudes direkt auf – jemand scheint dauerhaft auf den elektromagnetischen Türöffner zu drücken. Angekommen in dem dunklen, hölzernen Eingang, hallt das eindringliche Summen immer noch nach. Im Gänsemarsch marschieren sie alle ins Gebäude zur Wohnung der Familie; die Anspannung klingt in den Holzböden unter ihren Füßen. Viele ihnen nicht bekannte Personen werden in den nächsten Sekunden die Wohnung der Familie betreten. Die Familie erwartet sie nicht. Sie schämt sich. Ob alle ihre Schuhe ausziehen werden? Als die Tür aufgeht, begrüßt die Beamtin: „Frau Madani, wir sind da, um Ihnen zu helfen“, und mit diesen Worten löst die Dolmetscherin sich auf und verschwindet. Eine Art Verhör beginnt. Frau Madani ist zunächst selbstbewusst und sichtlich überzeugt davon, dass diese Menschen nun endlich gekommen seien, um ihrer Familie zu helfen. Denn ihrer Familie stehe etwas Besseres zu. Ihr Kind ist sehbehindert. Sie könne nicht mit Mitbewohnern in einem Apartment wohnen, nein, auch nicht die Küche teilen. Das würde sie verrückt machen. „Ich kann nicht mehr, wir brauchen mehr Ruhe, ständig ist etwas los im Haus, die Polizei kommt, das ist kein Zustand für uns. Ich halte das nicht mehr aus! Ich teile diese Küche mit fremden Männern, das schickt sich nicht.“ „Wie meinen Sie das, wenn Sie sagen, Sie halten das nicht aus ...?“

Je mehr Fragen gestellt werden, desto drastischer formuliert Frau Madani ihre Antworten. „Sie scheinen mich nicht zu verstehen, ich halte das nicht aus, es ist

Schluss, hier ist eine Grenze ...“ Je konkreter die Fragen, desto größer beschreibt sie das Leid, desto enger wird die Luft im Raum. Desto stärker wächst die Bedrohung für das Kind. Immer größer wird die Angst von Frau Madani, nicht die Hilfe zu bekommen, die sie braucht. Und die Fragen werden immer drängender.

„Und können Sie sich vorstellen, unter diesen Umständen Ihren Sohn zu schlagen ...?“

„Ja, natürlich ..., wenn er so schreit, macht mich das wahnsinnig! Dann muss ich ihn schlagen, damit er Ruhe gibt. Letztens ist er in das Zimmer unseres Nachbarn gegangen! Ein Fremder! Das ist eine Katastrophe ..., die Türen haben kein Schloss. Was

Sie würde jetzt so gerne aus ihrem Dolmetscherin- nen-Dasein heraustreten

soll ich machen, ich kann ihn doch nicht den ganzen Tag am Tisch festbinden. Ich schlafe die ganze Nacht aus Sorge nicht. Wir flehen sie an: Deshalb müssen Sie uns eine eigene Wohnung geben, damit wir alle Ruhe haben!“

Als die Beamtin das erste Mal erwähnt, dass die einzige verfügbare Hilfsmöglichkeit darin bestehe, Frau Madani das Kind zu entziehen, schreckt die Dolmetscherin aus ihrem Versteck auf.

Schreie grellen durch das ganze Haus. Aus tiefster Seele brüllt die Frau: „Nehmt ihr mir mein Kind, bringe ich mich um! Ich schmeiß' mich aus dem



Aida Bakhtiari ist mit 15 Jahren von Teheran, Iran, nach Erding, Deutschland ausgewandert. Sie lebt und arbeitet als Medienkünstlerin und Medienpädagogin in München.

Illustration S. 65:
Dunia Barrera (geb. 1979 in Madrid) ist eine Konzeptkünstlerin, die derzeit in München lebt und arbeitet. Mehr Informationen zu ihr und ihrer Kunst findet ihr hier:
<https://duniabarrera.com>
oder auf instagram
@duniabarreraart

„Fenster raus! Ich sag's euch!“ Frau Madani schlägt mit beiden Händen auf ihren Kopf und ihr Gesicht ein. Die Dolmetscherin würde jetzt so gerne aus ihrem Dolmetscherinnen-Dasein heraustreten. Sie würde Frau Madani anflehen: „Bitte, bitte hören Sie auf, sonst weisen sie dich auch noch ein! „Bitte, bitte! Diese Menschen hier ticken anders!“ Sie erinnert sich an die Beerdigungen, die sie als Kind erlebt hat. Auch diese Frauen waren nicht verrückt, das laute Schreien, das Klagen, das Sich-selbst-Schlagen, das war auch für diese Frauen ein ganz normaler Umgang mit überwältigenden Gefühlen. Sie ließen sich vom Leid überwältigen, um es daraufhin umarmen zu können.

Irgendwie liebte sie diese unbekannte Frau Madani, die noch nie einen Stift in der Hand gehalten hatte, doch mit einem sehbehinderten Kind über Berge und Meere gegangen war, um dem Tod zu entfliehen und ihren Kindern ein würdiges Leben zu ermöglichen.

Eine Frau, die sicher selbst keine schöne Kindheit erfahren hatte, selbst Opfer von vielen Schlägen gewesen sein musste. Und wer weiß, vielleicht war sie auch als Erwachsene geschlagen und gedemütigt worden. In dieser Welt genoss sie keine Rechte, sondern besaß nur ihren Körper und ihre Stimme. In der Welt, in der Frau Madani zu Hause gewesen war, wären in einer solchen Situation andere Frauen zu ihr gekommen. Sie hätten sie gehalten und ihren Rücken massiert. Sie hätten ihr Wasser gebracht und damit ihr Gesicht befeuchtet, ihr zugeflüstert, dass alles gut werden würde, und sie sich beruhigen solle. Doch all das geschieht hier, in der Caritas-Unterkunft, nicht. Sichtlich überfordert sitzen alle auf ihren Plätzen. Die Verantwortung einer Entscheidung lastet auf den Schultern der Beamten, die sich nun beraten. Auch die Dolmetscherin versucht verzweifelt, eine Brücke zu sein, als sie zu Rate gezogen wird. Denn genau das ist ein wesentlicher Teil des Kulturdolmetschens

– die eigene, kulturell geprägte Einschätzung mitzuteilen.

Schließlich kommt der Ehemann vom Deutschkurs nach Hause. Die Prozedur dauert weitere sieben Stunden – Stunden des zähen Ringens um eine Gefährdungseinschätzung, der Prüfung und Vermittlung.

Tief in der eisigen Winternacht montiert der Taxifahrer den Kindersitz. Während die Mitarbeiterin der Caritas das Kind hineinlegt, steigt auf der anderen Seite die Beamtin ein. Das Kind tastet suchend um sich. Große, leichte Schneeflocken schmelzen auf dem Rücken von Frau Madani, der bebt, während sie mit letzter Kraft ihr Schluchzen unterdrückt. Und während ihr Mann sie fest umklammert hält und ihr den Mund zudeckt, damit ihr Weinen das Kind nicht erreicht, wiederholt er leise: „Mein Sohn, habe keine Angst, wir kommen dich morgen besuchen, wir lieben dich, es wird alles gut. Versprochen.“